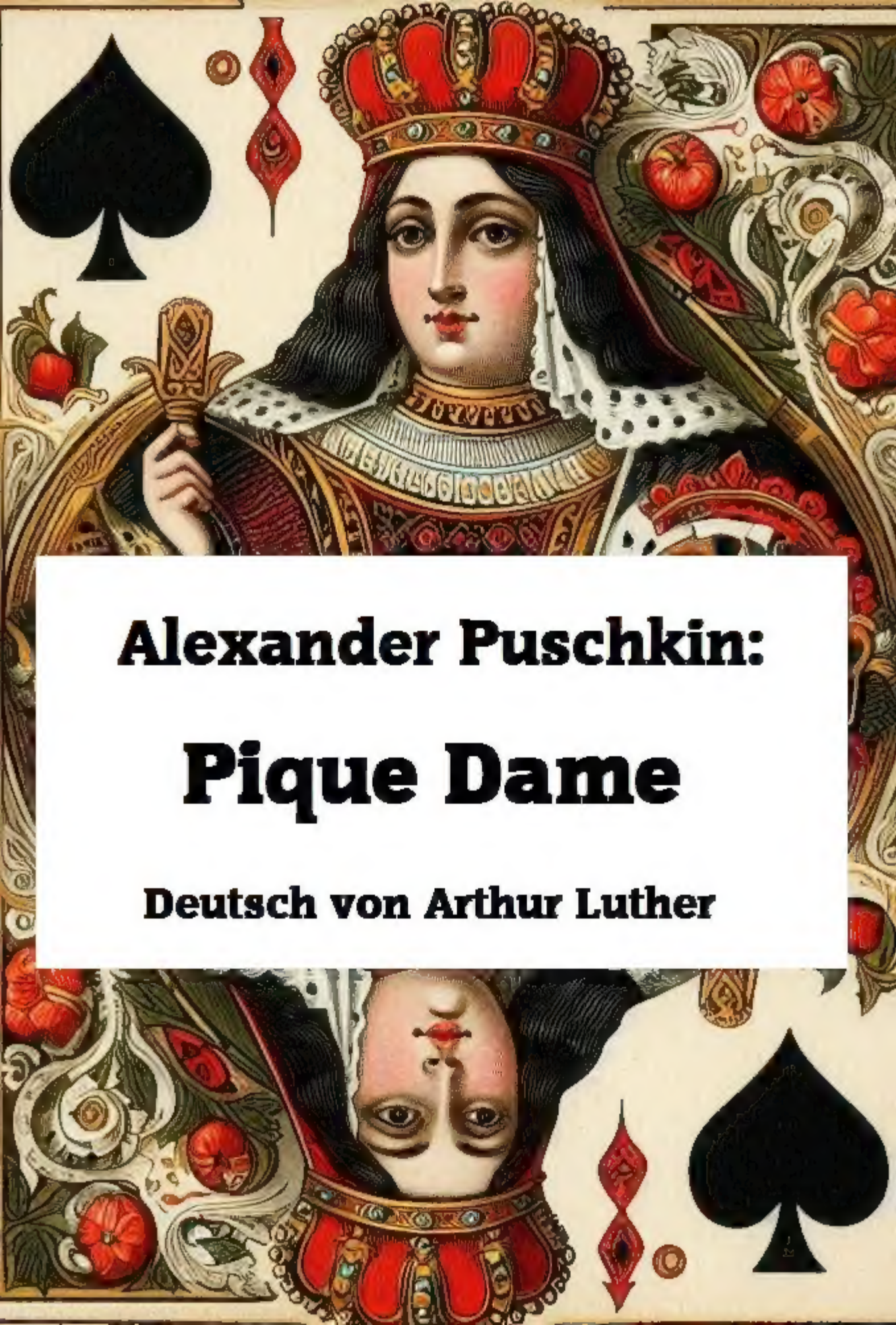

Alexander Puschkin:

Pique Dame

Deutsch von Arthur Luther

Pique-Dame

1833–1834

ÜBERSETZT VON ARTHUR LUTHER

Die Pique-Dame bedeutet
heimliches Übelwollen.

Aus dem neuesten Zauberbuch

I

Gar manche stürmische Winternacht
Haben sie schon so zugebracht:
Beim Kartenspiel!
Da wird gesetzt — nichts ist zu hoch!
Fünfzig — hundert — und höher noch!
Nichts ist zuviel!
Verlieren — gewinnen — es kommt nicht drauf an,
Sie rechnen und zählen und schreiben an —
Die Kreide wird kleiner und kleiner.
So haben sie viele Stunden verbracht,
Kalt graut der Morgen, es schwindet die Nacht,
Doch das merkt hier keiner.

Rylejew

Beim Gardechevalier Narumow wurde Karten gespielt. Unmerklich verging die lange Winternacht; um die fünfte Morgenstunde begab man sich endlich zum Abendbrot. Die gewonnen hatten, aßen mit großem Appetit, während die armen Verlierer zerstreut vor ihren unbenutzten Gedecken saßen. Doch als der Sekt kam, belebte sich die Unterhaltung, und bald nahmen alle an ihr teil.

„Na, wie ist es dir ergangen, Surin?" fragte der Hausherr.

„Verloren, wie gewöhnlich. Ich muß schon gestehen, daß ich Unglück habe: ich spiele umsichtig, gerade nie in Hitze, bin nicht aus der Fassung zu bringen — und doch verliere ich immer."

„Und du hast dich nicht ein einziges Mal verführen lassen? Hast keinmal auf Route gesetzt? ... Deine Festigkeit ist mir kaum faßlich!"

„Aber der Hermann — das ist ein komischer Kauz!" sagte einer der Gäste und wies auf einen jungen Ingenieur, „hat

sein Lebtag keine Karten in der Hand gehabt, kein einziges Mal Paroli geboten und sitzt bis 5 Uhr morgens bei uns und guckt unserem Spiel zu!"

„Das Spiel beschäftigt mich sehr", sagte Hermann, „doch ich bin nicht imstande, meinen lebensnotwendigen Besitz zu opfern, nur in der Hoffnung vielleicht den Überfluß zu gewinnen!"

„Hermann ist ein Deutscher: er ist berechnend — das ist alles!" bemerkte Tomskij. „Aber wenn mir jemand ein Rätsel ist, dann ist das meine Großmutter, die Gräfin Anna Fedotowna."

„Was? Wieso?" riefen die Gäste.

„Ich kann nicht begreifen", fuhr Tomskij fort, „aus welchem Grunde meine Großmutter nicht spielt."

„Was ist dabei schon unbegreiflich", sagte Narumow, „daß eine achtzigjährige alte Frau nicht spielt?"

„Ach, wissen Sie denn gar nichts von ihr?"

„Nein! Absolut nichts!"

„So? Na, dann hören Sie zu.

Zunächst müssen Sie wissen, daß meine Großmutter vor sechzig Jahren nach Paris gereist war, wo sie eine große Rolle als Modedame spielte. Alle Welt drängte sich zu ihr, denn jeder wollte ‚la Vénus moscovite' gesehen haben. Richelieu hat sich um sie bemüht, und Großmutter beteuert, daß er sich fast um ihrer Grausamkeit willen erschossen hätte. In jener Zeit spielten die Damen Pharao. Einmal hatte sie bei Hofe eine sehr große Summe gegen Ehrenwort an den Herzog von Orléans verloren. Als die Großmutter nach Hause kam, band sie ihr Fichu ab, entfernte die Schönheitspflästerchen von ihrem Gesicht und teilte dem Großvater beiläufig von ihrem Verlust mit, wobei sie ihm gleichzeitig befahl, diese Schuld zu bezahlen. Soviel ich mich erinnern kann, war mein seliger Großvater so eine Art Hausdiener bei seiner Frau. Er fürchtete sie wie das Feuer; doch als er von einem so ungeheuren Verlust hörte, geriet er außer sich, legte alle Rechnungen vor und setzte ihr auseinander, daß sie in einem halben Jahr eine halbe Million verbraucht

hätten. Er erklärte empört, daß er bei Paris keine Besitzungen habe wie bei Moskau und im Saratowschen — kurz und gut, er lehnte es ab, zu zahlen. Großmutter gab ihm eine Ohrfeige und begab sich allein zu Bett, ein Zeichen höchster Ungnade. Tags darauf ließ sie ihren Gatten zu sich rufen in der Hoffnung, daß die häusliche Strafe auf ihn gewirkt habe, doch sie fand ihn unerbittlich. Zum erstenmal im Leben kam es zwischen ihnen zu Auseinandersetzungen und Erklärungen. Sie versuchte, ihm ins Gewissen zu reden, indem sie herablassend erklärte, Schulden und Schulden seien zweierlei, und es sei ein Unterschied zwischen einem Prinzen und einem Kutscher. Vergeblich! Der Großvater streikte. Nein — und nochmals nein! Nun wußte die Großmutter nicht, was tun! Seit kurzem kannte sie einen sehr bemerkenswerten Menschen. Sie haben doch vom Grafen Saint-Germain gehört, von dem man so viel Erstaunliches erzählt? Sie wissen, daß er sich für den ewigen Juden ausgab, daß er behauptete, er habe das ‚Wasser des Lebens' und den ‚Stein der Weisen' entdeckt usw. usw. Er wurde verlacht wie ein Scharlatan; Casanova behauptet in seinen Aufzeichnungen, er sei ein Spion gewesen; übrigens hatte Saint-Germain, ungeachtet all dieser Geheimnisse, ein sehr würdiges Aussehen und war in Gesellschaft sehr liebenswürdig und umgänglich. Meine Großmutter liebt ihn bis auf den heutigen Tag leidenschaftlich und wird wütend, wenn man verächtlich von ihm spricht. Großmutter wußte, daß Saint-Germain über große Geldsummen verfügte. So beschloß sie, ihre Zuflucht zu ihm zu nehmen. Sie schrieb ihm ein Billett und bat ihn, sogleich zu ihr zu kommen. Der alte Sonderling erschien auch sofort und traf sie in tiefster Bekümmernis. Sie schilderte ihm in den düstersten Farben die Barbarei ihres Gatten und schloß damit, daß sie ihre ganze Hoffnung auf seine Freundschaft und Liebenswürdigkeit gesetzt habe. Saint-Germain überlegte. ‚Ich könnte Ihnen mit dieser Summe aushelfen', sagte er, ‚ich weiß aber, daß Sie doch keine Ruhe haben würden, ehe Sie auch mit mir quitt wären, und

es ist nicht mein Wunsch, Sie in neue Sorgen zu stürzen. Es gibt ein anderes Mittel: Sie können alles im Spiel zurückgewinnen.'

‚Aber, liebster Graf', antwortete meine Großmutter, ‚ich sage Ihnen doch, daß wir überhaupt kein Geld mehr haben.'

‚Geld ist auch nicht erforderlich', entgegnete Saint-Germain, ‚bitte, hören Sie mich an.'

Und nun enthüllte er ihr ein Geheimnis, für welches jeder von uns gern teuer bezahlen würde"...

Die jungen Spieler folgten der Erzählung mit gesteigerter Aufmerksamkeit. Tomskij stopfte seine Pfeife, reckte sich und fuhr fort:

„Am gleichen Abend erschien Großmutter in Versailles, au jeu de la Reine. Der Herzog von Orléans hielt die Bank; Großmutter entschuldigte sich flüchtig, weil sie ihre Schuld nicht mitgebracht hatte, dichtete eine kleine Geschichte zu ihrer Rechtfertigung und begann gegen ihn zu setzen. Sie wählte drei Karten und setzte auf eine nach der anderen: alle drei gewannen, und Großmutter war quitt mit dem Herzog."

„Zufall", bemerkte einer der Gäste.

„Märchen", bemerkte Hermann.

„Vielleicht gezinkte Karten", vermutete ein Dritter.

„Das glaube ich nicht", erklärte Tomskij mit Würde.

„Wie", sagte Narumow, „du hast eine Großmutter, die drei Karten nacheinander errät, und du hast bis heute nichts von ihren Kunstgriffen profitiert?"

„Ja, zum Teufel!" antwortete Tomskij, „sie hatte vier Söhne; einer von ihnen war mein Vater. Alle vier waren verzweifelte Spieler, aber keinem von ihnen verriet sie ihr Geheimnis, obgleich es für alle und auch für mich nur nützlich gewesen wäre. Aber mein Onkel, Graf Ilja Iljitsch, hat mir folgendes erzählt und mir beteuert, daß es wahr sei: Der selige Tschaplizkij, derselbe, der bettelarm gestorben ist, nachdem er einige Millionen durchgebracht hatte, hatte einst in seiner Jugend — ich glaube, an Soritsch — so

gegen 300 000 verloren. Er war in Verzweiflung. Meine Großmutter, die sonst stets sehr streng gegenüber den Torheiten der jungen Leute war, hatte plötzlich Mitleid mit diesem Tschaplizkij. Sie nannte ihm drei Karten, auf die er nacheinander setzen sollte, und nahm ihm das Ehrenwort ab, nach diesem Versuch nie wieder zu spielen. Tschaplizkij erschien bei seinem Sieger. Sie setzten sich zum Spiel. Tschaplizkij setzte auf die erste Karte 50 000 und gewann; er verdoppelte den Einsatz, verdoppelte ihn noch einmal — und hatte nicht nur seinen Verlust wieder eingebracht, sondern auch noch ein hübsches Sümmchen darüber... Übrigens ist es höchste Zeit zum Schlafen! Es ist schon ein Viertel vor Sechs."

In der Tat begann es schon zu dämmern. Die jungen Leute leerten ihre Gläser, und man trennte sich.

II

„Il paraît que monsieur est décidément pour les suivantes."

— „Que voulez-vous, madame? Elles sont plus fraiches."

Weltmännisches Gespräch

Die alte Gräfin *** saß in ihrem Ankleidezimmer vor dem Spiegel. Drei Zofen standen um sie herum. Eine hielt ein Döschen mit Rouge in der Hand, die andere ein Schächtelchen mit Haarnadeln, die dritte eine hohe Haube mit feuerroten Bändern. Die Gräfin hatte nichts mehr von ihrer einstigen Schönheit bewahrt, wohl aber alle früheren Gewohnheiten in bezug auf Schönheitspflege; sie richtete sich streng nach der Mode der 1770er Jahre und machte noch genau so lange und so gründlich Toilette wie vor sechzig Jahren. Am Fenster saß vor dem Stickrahmen ein junges Mädchen, ihre Pflegetochter.

„Guten Tag, grand' maman", sagte ein junger Offizier, indem er ins Zimmer trat, „bonjour, mademoiselle Lise. Grand' maman, ich komme mit einer Bitte zu Ihnen."

„Was gibt es denn, Paul?"
„Erlauben Sie, daß ich Ihnen einen meiner Freunde vorstelle und ihn am Freitag zum Ball mitbringe?"
„Bringe ihn gleich mit zum Ball, dort kannst du ihn mir auch vorstellen. Warst du gestern bei ***?"
„Freilich! Es war sehr lustig; es wurde bis 5 Uhr morgens getanzt. Die Jelezkaja war bezaubernd schön!"
„Ach, mein Lieber! Was ist an der schon bezaubernd? Ja, ihre Großmutter, die Fürstin Darja Petrowna, die war wirklich schön!... Übrigens, sie ist wohl schon recht alt geworden, die Fürstin Darja Petrowna?"
„Was heißt alt geworden?" antwortete Tomskij zerstreut, „sie ist schon sieben Jahre tot."
Das junge Mädchen hob erschrocken den Kopf und machte dem Gast ein Zeichen. Da fiel ihm ein, daß man der Gräfin den Tod ihrer Altersgenossinnen geheimzuhalten pflegte, und er biß sich verlegen auf die Lippen. Doch die Gräfin nahm die Neuigkeit mit großem Gleichmut entgegen.
„Gestorben!" sagte sie, „und ich weiß es nicht einmal! Wir wurden beide gleichzeitig zu Hofdamen ernannt, und als wir uns vorstellten, da hat die Kaiserin —"
Und die Gräfin erzählte dem Enkel ihre Geschichte zum tausendsten Male.
„Und nun, Paul", sagte sie, „hilf mir aufstehen! Lisanka, wo ist meine Schnupftabakdose?"
Die Gräfin verschwand mit ihren Zofen hinter dem Wandschirm, um ihre Toilette zu beenden. Tomskij blieb bei dem jungen Mädchen zurück.
„Wen wollen Sie auf dem Ball einführen?" fragte Lisaweta Iwanowna leise.
„Narumow. Kennen Sie ihn?"
„Nein, ist er Militär oder Zivilist?"
„Militär."
„Ingenieur?"
„Nein, Kavallerist. Warum glaubten Sie, daß er Ingenieur sei?"
Das Mädchen lachte nur und gab keine Antwort.

„Paul!“ rief die Gräfin hinter dem Schirm, „schicke mir bitte einen neuen Roman, aber keinen von den ganz modernen!“

„Wie meinen Sie das, grand' maman?“

„Einen Roman, in dem der Held weder seinen Vater noch seine Mutter umbringt und in dem keine Wasserleichen vorkommen. Ich habe schreckliche Angst vor Wasserleichen.“

„Solche Romane gibt es heute nicht. Wollen Sie nicht einmal ein russisches Buch haben?“

„Gibt es überhaupt russische Romane? Gut, schicke mir einen, mein Lieber, bitte!“

„Leben Sie wohl, grand' maman, ich eile ... Leben Sie wohl, Lisaweta Iwanowna! Warum dachten Sie nur, daß Narumow Ingenieur sei?“

Und Tomskij verließ das Ankleidezimmer. Lisaweta Iwanowna blieb allein zurück. Sie ließ die Handarbeit liegen und sah aus dem Fenster. Bald darauf kam auf der gegenüberliegenden Straßenseite um die Ecke ein junger Offizier. Ihre Wangen färbten sich rosig, erneut griff sie nach ihrer Arbeit und beugte das Köpfchen tief über den Stickrahmen. In diesem Augenblick betrat die Gräfin fertig angekleidet das Zimmer.

„Bestelle den Wagen, Lisanka“, sagte sie, „wir wollen spazierenfahren.“

Lisanka erhob sich und begann ihre Arbeit wegzuräumen.

„Was ist denn mit dir los? Bist du taub?“ schrie die Gräfin, „befiehl sofort anzuspannen!“

„Sofort“, antwortete das Mädchen leise und lief hinaus.

Ein Diener trat ein und überreichte der Gräfin einige Bücher vom Fürsten Paul Alexandrowitsch.

„Gut, ich lasse danken“, sagte die Gräfin.

„Lisanka, Lisanka, wo rennst du hin?“

„Ich muß mich anziehen.“

„Zeit genug, Mütterchen! Setz dich her. Schlag den ersten Band auf und lies mir vor ...“

Das Mädchen nahm das Buch und las einige Zeilen.

„Lauter", befahl die Gräfin, „was ist denn mit dir, meine Liebe? Hast wohl die Stimme verloren? ... Warte mal — rück das Fußbänkchen näher — na!"
Lisa las noch zwei Seiten. Die Gräfin gähnte.
„Schmeiß das Buch weg", sagte sie, „was ist das für ein Blödsinn! Schick's dem Fürsten Paul zurück, ich lasse danken ... Was ist mit dem Wagen?"
„Der Wagen steht bereit", sagte Lisaweta Iwanowna und blickte auf die Straße.
„Warum bist du nicht angezogen?" fragte die Gräfin, „immer muß man auf dich warten. Das ist unausstehlich, mein Kind."
Lisa rannte in ihr Zimmer. Doch kaum waren zwei Minuten vergangen, da klingelte die Gräfin wie toll. Die drei Zofen kamen zur Tür herein, der Kammerdiener durch die andere.
„Nach euch kann man sich zu Tode klingeln!" sagte die Gräfin. „Ich lasse Lisaweta Iwanowna sagen, daß ich sie erwarte."
Lisaweta Iwanowna trat in Hut und Mantel ein.
„Endlich, meine Teure!" empfing sie die Gräfin. „Welch eine Aufmachung! Was soll das? ... Wer soll bezaubert werden? ... Was haben wir für Wetter? Mir scheint, es ist windig!"
„Keineswegs, Euer Durchlaucht! Es ist ganz windstill!" antwortete der Kammerdiener.
„Ihr redet immer drauflos! Macht 'mal die Fensterklappe auf! Natürlich: es ist windig. Und ein eiskalter Wind noch dazu! Also ausspannen! Lisanka, wir fahren nicht; die ganze Aufputzerei war unnütz."
„Das ist nun mein Leben", dachte Lisaweta Iwanowna.
Lisaweta Iwanowna war wirklich ein unglückseliges Geschöpf. Bitter schmeckt das Brot in der Fremde, sagt Dante, und steil sind die Stufen zu einem fremden Haus. Und wer sollte die Bitternisse der Abhängigkeit wohl besser kennen, als das arme Pflegekind einer vornehmen alten Dame? Die Gräfin *** hatte an sich kein böses Herz; aber sie

war launisch, wie jede verwöhnte Dame der Gesellschaft, geizig und voll kaltem Egoismus, wie alle alten Leute verliebt in die eigene Jugendzeit und der Gegenwart fremd. Sie nahm an dem ganzen Trubel der großen Welt teil; schleppte sich auf Bälle, wo sie dann in den Ecken herumsaß, rosig geschminkt und altmodisch aufgeputzt, als groteske und unvermeidliche Zierde der Ballsäle; die neu erscheinenden Gäste grüßten sie mit tiefen Verbeugungen wie nach einem ein für allemal feststehenden Zeremoniell, und nachher kümmerte sich keiner mehr um sie. In Ihrem Hause empfing sie die ganze Stadt, unter Wahrung strengster Etikette und ohne auch nur ein Gesicht gut zu erkennen. Ihre zahlreiche Dienerschaft, die in ihren Korridoren und Mägdekammern fett und grau geworden war, tat, was sie wollte, und bestahl die sterbende Greisin nach Strich und Faden. Lisaweta Iwanowna war das häusliche Opfer für die Launen der Alten. Sie mußte Tee einschenken und bekam Schelte für zu hohen Verbrauch von Zucker; sie mußte Romane vorlesen und trug die Schuld für alle Fehler des Autors; sie begleitete die Gräfin auf Spazierfahrten und war verantwortlich für das Wetter und für das Straßenpflaster. Ihr war ein Gehalt bestimmt, das nie voll ausbezahlt wurde; dagegen verlangte man von ihr, daß sie so gut gekleidet sei, wie alle, d. h. wie nur wenige. In der Gesellschaft spielte sie eine äußerst traurige Rolle. Jeder kannte sie, keiner beachtete sie; auf Bällen tanzte sie nur, wenn irgendein Vis-à-vis fehlte, und die Damen nahmen sie immer dann untern Arm, wenn sie einmal ins Ankleidezimmer mußten, um etwas an ihren Toiletten zu ordnen. Dabei hatte sie ein starkes Selbstgefühl, war sich ihrer schiefen Lage voll bewußt und hielt in geduldiger Erwartung Ausschau nach einem Retter; doch die jungen Männer, berechnend in ihrem leichtfertigen Ehrgeiz, würdigten sie keiner Beachtung, obgleich Lisaweta Iwanowna hundertmal hübscher und lieblicher war, als die frechen und kalten heiratsfähigen Mädchen, an die sie sich heranzuschlängeln pflegten. Wie manches Mal verließ sie heimlich den lang-

weiligen und prunkvollen Salon, um sich in ihrem armseligen Zimmerchen auszuweinen, in dem sich außer einem mit Tapeten beklebten Wandschirm nur eine ärmliche Kommode, ein kleiner Spiegel und ein schlecht angestrichenes Bett befanden, und wo eine Talgkerze in einem Messingleuchter nur einen schwachen, düsteren Schein verbreitete.

Einmal, zwei Tage nach dem von uns zu Anfang beschriebenen Abend, und etwa eine Woche vor der zuletzt geschilderten Szene — saß Lisaweta Iwanowna auch wieder am Fenster vor ihrem Stickrahmen. Als sie zufällig einen Blick auf die Straße warf, bemerkte sie einen jungen Ingenieur, der regungslos dastand und zu ihrem Fenster hinaufblickte. Sie senkte den Kopf und arbeitete weiter; fünf Minuten später schaute sie wieder aus dem Fenster — der junge Offizier stand noch an derselben Stelle. Da es nicht ihre Art war, mit vorübergehenden Offizieren zu kokettieren, schaute sie nicht mehr hinaus, sondern stickte noch fast zwei Stunden, ohne den Kopf zu heben. Das Essen wurde aufgetragen. Sie erhob sich, räumte ihre Arbeit weg, und als sie zufällig auf die Straße hinuntersah, erblickte sie wieder den Offizier. Das Ganze erschien ihr reichlich sonderbar. Nach dem Essen trat sie mit einer gewissen Unruhe abermals an das Fenster — der Offizier war fort, und sie vergaß den Vorfall...

Zwei Tage später, als sie mit der Gräfin vors Haus trat, um in den Wagen zu steigen, sah sie ihn wieder. Er stand dicht bei der Auffahrt und verbarg sein Gesicht hinter seinem Biberkragen: seine schwarzen Augen blitzten unter dem Hut. Lisaweta Iwanowna erschrak, ohne recht zu wissen wovor, und setzte sich mit einem unbestimmten Angstgefühl in den Wagen.

Nach Hause zurückgekehrt, eilte sie ans Fenster — der Offizier stand auf dem gleichen Fleck, die Augen auf sie gerichtet. Sie trat zurück, von Neugierde geplagt und von einem ihr gänzlich neuen Gefühl erregt.

Von nun an verging kein Tag, an dem nicht der junge Mann zur gleichen Stunde unter den Fenstern ihres Hauses er-

schienen wäre. Zwischen ihm und ihr spannen sich unklare Beziehungen an. Wenn sie an ihrem Platz bei der Arbeit saß, fühlte sie sein Nahen, hob den Kopf und sah ihn täglich länger an. Der junge Mensch schien ihr dafür dankbar zu sein. Sie bemerkte mit dem scharfen Blick der Jugend, daß jedesmal, wenn ihre Augen sich trafen, eine zarte Röte seine bleichen Wangen überzog. Nach etwa einer Woche lächelte sie ihn an.

Als Tomskij um Erlaubnis bat, einen seiner Freunde der Gräfin vorzustellen, begann das Herz des armen Mädchens rascher zu schlagen. Doch als sie erfuhr, daß Narumow nicht Ingenieur, sondern Kavallerist sei, bedauerte sie, daß sie durch ihre vorlaute Frage dem leichtfertigen Tomskij ihr Geheimnis verraten hatte.

Hermann war der Sohn eines verrußten Deutschen, der ihm ein bescheidenes Kapital hinterlassen hatte. Fest überzeugt von der Notwendigkeit, seine Unabhängigkeit zu wahren, lebte Hermann nur von seinem Gehalt, ohne auch nur die Zinsen seines Vermögens anzurühren, und gestattete sich nicht den kleinsten Luxus. Im übrigen war er verschlossen und ehrgeizig, und seine Kameraden hatten nur selten Gelegenheit, seine übertriebene Sparsamkeit zu belächeln. Er hatte eine feurige Phantasie und starke Leidenschaften; doch seine Festigkeit rettete ihn vor den üblichen Verirrungen der Jugend. So z. B. war er im Grunde seiner Seele ein Spieler und nahm doch nie Karten in die Hand — eben weil er ausgerechnet hatte, daß sein Vermögen (wie er sich ausdrückte) ihm nicht gestattete, seinen lebensnotwendigen Besitz aufs Spiel zu setzen, in der Hoffnung, zu Überfluß zu gelangen. Dabei saß er aber ganze Nächte am Kartentisch und verfolgte mit fieberhafter Erregung die wechselvollen Wendungen des Spiels.

Die Geschichte von den drei Karten wirkte heftig auf seine Phantasie und wollte ihm die ganze Nacht nicht aus dem Kopf. ‚Was würde geschehen', überlegte er am folgenden Abend, als er ziellos durch Petersburg schlenderte, ‚was würde geschehen, wenn die alte Gräfin mir ihr Geheimnis

verriete? Oder mir die drei zuverlässigen Karten bezeichnete? Warum sollte man sein Glück nicht versuchen? Man müßte sich ihr vorstellen und ihre Gunst gewinnen, vielleicht ihr Liebhaber werden. Doch zu alledem braucht man viel Zeit, sie aber ist 87 Jahre alt; sie kann in einer Woche, ja schon in zwei Tagen tot sein!... Und die Geschichte selbst? ... Kann man ihr glauben? Nein! Berechnung, Mäßigkeit und Arbeitsamkeit: das sind die drei zuverlässigen Karten, das ist es, wodurch ich mein Vermögen verdreifachen, versiebenfachen kann und Ruhe und Unabhängigkeit erlangen.'

Während er solche Überlegungen anstellte, war er in eine der Hauptstraßen Petersburgs gekommen und stand vor einem stattlichen Gebäude altmodischer Bauart. Die Straße war versperrt durch zahllose Equipagen; ein Wagen nach dem andern fuhr bei der hellerleuchteten Auffahrt vor. Aus den Wagentüren schob sich bald der wohlgeformte Fuß einer Modedame, bald ein klirrender Kanonenstiefel, ein gestreifter Strumpf oder der Lackschuh eines Diplomaten. Pelze und Umhänge huschten an dem majestätischen Portier vorbei. Hermann blieb stehen. „Wem gehört das Haus?" fragte er den Polizisten an der Straßenecke. „Der Gräfin ***", sagte der Polizist. Hermann zitterte. Die erstaunliche Geschichte tauchte wieder in seiner Phantasie auf. Er begann vor dem Haus auf und ab zu gehen und grübelte über dessen Herrin und ihre wunderbaren Fähigkeiten. Spät kehrte er in seinen bescheidenen Winkel zurück; lange konnte er nicht einschlafen, und als ihn endlich der Schlaf übermannte, sah er im Traume Karten und den grünen Tisch vor sich, Haufen von Banknoten und Berge von Münzen. Er setzte eine Karte nach der anderen, verdoppelte kühn die Einsätze, gewann beständig, scharrte die Berge von Gold zusammen und stopfte seine Taschen voll mit Geldscheinen. Er erwachte spät, stöhnte über den Verlust seines geträumten Reichtums, ging wieder hinaus, um in der Stadt umherzuirren, und stand bald wieder vor dem Haus der Gräfin. Es war, als zöge ihn eine

unsichtbare Macht dorthin. Er blieb stehen und blickte zu den Fenstern empor. In einem derselben erblickte er ein dunkelhaariges Köpfchen, über ein Buch oder eine Arbeit gebeugt. Das Köpfchen hob sich. Hermann sah ein frisches Gesichtchen und dunkle Augen. Dieser Augenblick entschied sein Geschick.

III

> Vous m'écrivez, mon ange, des lettres de quatre pages plus vite que je ne puis les lire.
>
> *Aus einem Briefwechsel*

Lisaweta Iwanowna hatte gerade Zeit gehabt, Umhang und Hut abzulegen, als die Gräfin schon nach ihr schickte und befahl, wieder anzuspannen. Sie begaben sich hinaus, um einzusteigen. Im gleichen Augenblick, als zwei Lakaien die alte Dame emporhoben, um sie durch die Wagentür zu schieben, erblickte Lisaweta Iwanowna dicht neben den Wagenrädern ihren Ingenieur; er ergriff ihre Hand; ehe sie sich von ihrem Schrecken erholen konnte, war der junge Mann schon verschwunden. Ein Brief blieb in ihrer Hand zurück. Sie verbarg ihn im Handschuh und sah und hörte während des ganzen Weges gar nichts. Die Gräfin hatte die Eigenschaft, während sie im Wagen saß, alle Augenblicke Fragen zu stellen: „Wer war das, den wir eben trafen? Wie heißt diese Brücke? Was steht dort auf jenem Plakat?" Lisaweta Iwanowna gab auf alle Fragen unvernünftige und unpassende Antworten und brachte die Gräfin in Zorn.

„Was ist mit dir passiert, meine Beste! Bist du von einem Starrkrampf befallen oder was sonst? Hörst du mich nicht, oder verstehst du nichts? Gottlob stottere ich doch noch nicht und bin auch noch nicht vom Verstand gekommen!"

Lisaweta Iwanowna hörte nicht auf sie. Nach Hause zurückgekehrt, lief sie in ihr Zimmer und zog den Brief aus dem Handschuh; er war nicht versiegelt. Lisaweta Iwanowna las ihn durch. Der Brief enthielt eine Liebeserklärung, er war zärtlich und respektvoll zugleich und

Wort für Wort aus einem deutschen Roman abgeschrieben. Doch Lisaweta Iwanowna verstand kein Deutsch und war mit dem Brief sehr zufrieden.

Allein, daß sie ihn entgegengenommen hatte, beunruhigte sie höchlichst. Zum erstenmal im Leben trat sie in heimliche, engere Beziehungen zu einem jungen Mann. Seine Dreistigkeit erschreckte sie. Sie warf sich selbst unvorsichtiges Betragen vor und wußte nicht, was sie tun sollte: sollte sie nicht mehr am Fenster sitzen und durch Nichtachtung bei dem jungen Offizier die Lust zu weiteren Verfolgungen erkalten lassen? Sollte sie ihm seinen Brief zurückschicken? Oder kalt und entschieden antworten? Sie hatte niemanden, den sie um Rat fragen konnte, weder eine Freundin noch eine Beraterin. Lisaweta Iwanowna beschloß zu antworten.

Sie setzte sich an den Schreibtisch, nahm Papier und Feder und überlegte. Mehrmals begann sie den Brief und zerriß ihn gleich wieder: einmal schien ihr der Ton zu nachsichtig, ein andermal allzu grausam. Endlich gelang es ihr, einige Zeilen aufs Papier zu bringen, mit denen sie zufrieden war. „Ich bin überzeugt", schrieb sie, „daß Sie ehrliche Absichten haben, und daß Sie mich durch Ihre unbedachte Handlungsweise nicht beleidigen wollten; aber unsere Bekanntschaft hätte nicht auf diese Art beginnen sollen. Ich sende Ihnen Ihren Brief zurück und hoffe, daß ich in Zukunft keinen Grund haben werde, mich über unverdiente Respektlosigkeit zu beklagen."

Am folgenden Tage, als Lisaweta Iwanowna wieder Hermann auf das Haus zugehen sah, erhob sie sich von ihrer Handarbeit, trat in den Saal, öffnete die Fensterklappe und warf den Brief auf die Straße, im Vertrauen auf die Gewandtheit des jungen Offiziers. Hermann lief herzu, hob den Brief auf und begab sich in eine Konditorei. Als er den Brief entsiegelt hatte, fand er sein eigenes Schreiben und Lisaweta Iwanownas Antwort. Er hatte nichts anderes erwartet und begab sich nach Hause, schwer beschäftigt mit seiner Intrigue.

Drei Tage später brachte die kleine, pfiffige Mamsell aus dem Modegeschäft ein Briefchen für Lisaweta Iwanowna. Lisaweta Iwanowna vermutete eine Rechnung und öffnete das Schreiben mit Sorge, aber plötzlich erkannte sie Hermanns Handschrift.

„Das ist ein Irrtum, mein Herzchen", sagte sie, „dieses Schreiben ist nicht für mich."

„Nein, gerade für Sie!" antwortete das kecke Mädchen, ohne ein anzügliches Lächeln zu verbergen. „Wollen Sie so freundlich sein, es durchzulesen."

Lisaweta Iwanowna überflog den Brief. Hermann verlangte ein Rendez-vous.

„Unmöglich!" sagte Lisaweta Iwanowna, erschreckt über die eilige Aufforderung und die Art, wie sie ihr übermittelt worden war. „Das ist nicht für mich bestimmt."

Und sie zerriß den Brief in kleine Fetzen.

„Wenn der Brief nicht an Sie war, wie könnten Sie ihn zerreißen?" fragte die Mamsell, „ich hätte ihn dem Schreiber zurückgeben lassen."

„Also bitte, mein Herzchen!" sagte Lisaweta Iwanowna, die bei dieser Bemerkung feuerrot geworden war, „in Zukunft bringen Sie mir keine Briefchen mehr. Und dem Schreiber können Sie bestellen, er sollte sich schämen."

Doch Hermann ließ nicht locker. Lisaweta Iwanowna erhielt täglich von ihm Briefe, einmal auf diese, ein andermal auf jene Art und Weise. Es waren längst keine Übersetzungen aus deutschen Romanen mehr. Hermann selbst schrieb sie, erfüllt von Leidenschaft, und redete in der ihm eigenen Sprache: in ihnen kam sein ganzes Wesen zum Ausdruck, die Unbeugsamkeit seiner Wünsche und das Durcheinander seiner überspannten Phantasie. Lisaweta Iwanowna dachte schon längst nicht mehr daran, die Briefe zurückgehen zu lassen; sie berauschte sich an ihnen, begann sie zu beantworten — und diese Antworten wurden von Stunde zu Stunde länger und inniger. Zuletzt warf sie ihm folgendes Briefchen durch das Fenster zu:

„Heute ist Ball bei dem ***schen Gesandten. Die Gräfin wird

dort sein. Wir bleiben bis gegen 2 Uhr. Da bietet sich eine Gelegenheit, mich allein zu sehen. Sobald die Gräfin weggefahren ist, geht das Gesinde auseinander; im Flur bleibt nur der Portier, doch auch der zieht sich gewöhnlich in sein Kämmerchen zurück. Kommen Sie gegen halb zwölf. Steigen Sie geradewegs die Treppe empor. Wenn Sie im Flur jemandem begegnen, dann fragen Sie, ob die Gräfin zu Hause sei. Man wird Ihnen sagen: nein — und dann ist nichts zu machen, dann müssen Sie wieder fortgehen. Doch wahrscheinlich werden Sie niemandem begegnen. Die Mädchen sitzen alle zusammen in ihrem Dienstbotenzimmer. Vom Flur aus gehen Sie nach links und dann immer geradeaus bis zum Schlafzimmer der Gräfin. Im Schlafzimmer hinter dem Wandschirm befinden sich zwei kleine Türen: rechts geht es in ein Kabinett, das die Gräfin nie betritt, links in einen Korridor, von dem aus eine schmale Wendeltreppe in mein Zimmer führt."

Hermann war vor Erregung wild wie ein Tiger, als der bezeichnete Abend herankam. Schon um 10 Uhr abends stand er vor dem Hause der Gräfin. Das Wetter war furchtbar; der Wind heulte, und nasser Schnee fiel in großen Flocken vom Himmel; die Laternen leuchteten nur schwach; die Straßen waren menschenleer. Ab und zu kam eine einsame Droschke mit einem elenden Gaul vorbei, der Kutscher reckte sich verschlafen und hielt Ausschau nach einem verspäteten Fahrgast. Hermann stand ohne Mantel da, ohne Sturm und Schnee zu bemerken. Endlich fuhr die gräfliche Kutsche vor. Hermann sah, wie die Lakaien eine gebeugte alte Frau, die in einen Zobelpelz gehüllt war, zum Wagen trugen, ihr folgte in leichtem Umhang mit frischen Blumen im Haar ihre Pflegetochter. Die Wagentür schlug zu. Schwerfällig setzte sich das Fahrzeug in dem nassen Schnee in Bewegung. Der Portier schloß die Tür. Die Fenster verloschen. Hermann begann vor dem verlassenen Hause auf und ab zu gehen. Er trat unter eine Laterne und sah nach der Uhr: es war zwanzig Minuten nach elf. Er verharrte unter der Laterne, die Augen auf den Uhrzeiger gerichtet,

bis zehn Minuten verstrichen waren. Pünktlich um halb zwölf Uhr schritt Hermann die gräfliche Auffahrt empor und trat in das grell erleuchtete Treppenhaus. Der Portier war nicht zu sehen. Hermann lief rasch die Treppe hinauf, öffnete die Flurtür und erblickte einen Diener, der in einem schmutzigen alten Lehnstuhl unter einer Lampe saß und fest schlief. Mit leichten und doch festen Schritten ging Hermann an ihm vorbei. Saal und Wohnzimmer waren dunkel, nur schwach durch einen Lichtschimmer der Flurlampe erhellt. Hermann betrat das Schlafzimmer. Vor dem Heiligenschrein, der mit alten Ikonen angefüllt war, flackerte ein ewiges Lämpchen aus Gold. Verblichene Sessel und Diwane voll Daunenkissen waren in trübseliger Symmetrie an den Wänden verteilt, die mit chinesischen Mustern tapeziert waren. An der Wand hingen zwei Porträts, von Madame Lebrun in Paris gemalt. Eines stellte einen Mann in den Vierzigern dar, rundlich und rotbackig, in hellgrüner Uniform und mit einem Ordensstern an der Brust; das andere war eine junge Schöne mit kühn gebogener Adlernase, mit Löckchen an den Schläfen und einer Rose im Haar. In allen Ecken standen Schäferfiguren aus Porzellan herum, auch eine Standuhr aus der Werkstatt des braven Leroy war da, zahllose Kästchen, Rouletten, Fächer und allerlei Damenspielzeug, wie sie am Ende des vorigen Jahrhunderts erfunden worden waren, gleichzeitig mit dem Ballon des Mongolfier und dem mesmerischen Magnetismus. Hermann trat hinter den Wandschirm. Hier stand eine kleine eiserne Bettstelle; rechts befand sich die Tür zum Kabinett, links die andere nach dem Korridor. Hermann öffnete sie, erblickte eine schmale Wendeltreppe, die zum Zimmer der armen Verwandten führte — aber er machte kehrt und trat in das dunkle Kabinett.

Die Zeit schlich. Es war totenstill. Im Saal schlug es zwölf; nun begannen die Uhren in sämtlichen Zimmern der Reihe nach zwölfmal zu schlagen — dann wieder tiefe Stille. Hermann stand an den kalten Ofen gelehnt. Er war ganz ruhig; sein Herz schlug regelmäßig, wie das eines Men-

schen, der sich zu einem gefahrvollen, aber unvermeidlichen Unternehmen entschlossen hat. Die Uhren schlugen die erste Morgenstunde, dann die zweite — nun vernahm er fernes Räderrollen. Unwillkürlich ergriff ihn eine starke Erregung. Der Wagen fuhr vor und hielt. Er hörte, wie der Tritt des Wagens herabgelassen wurde. Im Hause wurde es lebendig. Stimmen und Schritte wurden laut. Drei alte Dienerinnen liefen ins Schlafzimmer, und die Gräfin selbst trat ein und sank, mehr tot als lebendig, in einen Großvaterstuhl. Hermann blickte durch den Türspalt: Lisaweta Iwanowna ging dicht an ihm vorbei. Er vernahm ihre raschen Schritte auf der Wendeltreppe. In seinem Herzen regte sich etwas wie leise Gewissensbisse, um jedoch sofort wieder zu verstummen. Er stand wie versteinert da.

Die Gräfin begann sich vor dem Spiegel zu entkleiden. Zunächst wurde ihr die mit Rosen verzierte Haube abgenommen; dann die gepuderte Perücke von dem grauen, kurz geschorenen Kopf. Ein Regen von Nadeln ging rings um sie nieder. Das gelbe mit Silber bestickte Kleid fiel zur Erde, vor ihre geschwollenen Füße. Hermann wurde Zeuge all ihrer widerwärtigen Toilettengeheimnisse; endlich blieb die Gräfin in Nachtjacke und Häubchen zurück; in dieser Aufmachung, die besser zu ihrer Greisenhaftigkeit paßte, erschien sie weniger abscheulich und schauerlich.

Wie die meisten alten Leute litt die Gräfin an Schlaflosigkeit. Als sie fertig entkleidet war, blieb sie in ihrem Lehnstuhl am Fenster sitzen und schickte die Dienstboten fort. Die Kerzen wurden hinausgetragen. Wieder war das Zimmer wie vordem nur von dem Schein des Öllämpchens erhellt. Die Greisin saß da, sah ganz gelb aus, bewegte die Lippen und schaukelte leise von rechts nach links hin und her. Ihre Augen blickten vollständig leblos und trüb; wer sie so sitzen sah, konnte glauben, daß das Hin- und Herschwanken der unheimlichen Greisin gar nicht aus ihrem eigenen Willen kam, sondern wie durch eine unsichtbar wirkende galvanische Kraft.

Plötzlich ging in dem starren Gesicht eine unbeschreibliche

Veränderung vor. Die Lippen hörten auf, sich zu bewegen, die Augen belebten sich: vor der Gräfin stand ein fremder Mann.

„Um Gotteswillen — erschrecken Sie nicht — erschrecken Sie nur nicht", sagte er leise und eindringlich. „Ich will Ihnen nichts zuleide tun; ich bin nur gekommen, Sie um eine Gnade zu bitten!"

Die Greisin sah ihn schweigend an, es schien, als höre sie ihn nicht. Hermann glaubte, sie sei taub, und wiederholte seine Worte dicht an ihrem Ohr. Sie schwieg nach wie vor.

„Wenn Sie nur wollen", fuhr Hermann fort, „so können Sie mir zu meinem Lebensglück verhelfen, ohne daß es Sie das Geringste kostet; ich weiß, daß Sie drei Karten nacheinander erraten können..."

Hermann stockte. Es schien, als habe die Gräfin begriffen, was von ihr gefordert wurde; sie suchte, so schien es, nach Worten, um zu antworten.

„Es war ein Scherz", sagte sie endlich, „ich schwöre Ihnen, daß es ein Scherz war."

„Damit scherzt man nicht", gab Hermann wütend zurück, „denken Sie an Tschaplizkij, der mit Ihrer Hilfe gewonnen hat."

Die Greisin geriet sichtlich in Verwirrung. Ihre Züge verrieten eine heftige Gemütsbewegung; doch im nächsten Augenblick verfiel sie in ihre alte Apathie.

„Können Sie mir", fuhr Hermann fort, „diese drei sicheren Karten nennen?"

Die Greisin schwieg. Hermann fuhr fort: „Für wen bewahren Sie Ihr Geheimnis? Für Ihre Enkel? Sie sind auch ohne dies reich: sie kennen kaum den Wert des Geldes. Was nützen einem Verschwender Ihre drei Karten? Wer sein väterliches Erbe nicht zu hüten weiß, der stirbt doch als Bettler, da helfen keine Zauberkräfte. Ich bin kein Verschwender: ich kenne den Wert des Geldes. Ihre drei Karten wären bei mir nicht verloren. Nun?"

Er hielt inne und erwartete zitternd ihre Antwort. Die Gräfin schwieg. Hermann fiel auf die Knie.

„Wenn Sie jemals in Ihrem Leben gefühlt haben, was Liebe heißt", sagte er, „wenn Sie sich Ihrer Entzückungen erinnern — wenn je das Weinen eines Neugebornen Ihnen ein Lächeln abzulocken vermochte — wenn je ein Hauch von Menschlichkeit Ihr Herz bewegte — so flehe ich zu Ihrem Gefühl — als Gattin, Geliebte und Mutter, flehe bei allem, was im Leben heilig ist: schlagen Sie meine Bitte nicht ab! Enthüllen Sie Ihr Geheimnis! Was soll es Ihnen? Wer weiß — vielleicht ist es verbunden mit einer furchtbaren Sünde, mit dem Verlust der ewigen Seligkeit, einem Vertrag mit dem Teufel... Bedenken Sie: Sie sind alt, Sie haben nicht mehr lange zu leben — ich bin bereit, Ihre Sünde auf mich zu nehmen. Nur enthüllen Sie mir das Geheimnis! Bedenken Sie: das Lebensglück eines Menschen ruht in Ihrer Hand; nicht nur ich allein — meine Kinder und Kindeskinder werden Ihr Andenken segnen, werden Sie verehren wie eine Heilige."

Die Greisin schwieg.

Hermann erhob sich.

„Alte Hexe", zischte er durch die Zähne, „so werde ich dich zwingen zu antworten!"

Bei diesen Worten zog er eine Pistole aus der Tasche.

Beim Anblick der Pistole zeigte die Alte zum zweitenmal eine gewisse Gemütsbewegung. Sie wackelte mit dem Kopf und hob die Hand, als wolle sie sich vor dem Schuß schützen... dann sank sie hintenüber und blieb regungslos liegen.

„Lassen Sie die Kindereien", sagte Hermann und ergriff ihre Hand. „Ich frage Sie zum letzten Male: wollen Sie mir Ihre drei Karten nennen? Ja oder nein?"

Die Gräfin gab keine Antwort. Hermann sah, daß sie tot war.

IV

7. Mai 18..

Homme sans mœurs et sans religion!
Aus einem Briefwechsel

Lisaweta Iwanowna saß in ihrem Zimmer, noch in voller Balltoilette, und grübelte. Nach Hause zurückgekehrt, hatte sie sich beeilt, die verschlafene Zofe fortzuschicken, die ihr unlustig ihre Dienste anbot, hatte erklärt, daß sie sich allein entkleiden würde, und betrat bebend ihr Zimmer, halb der Hoffnung, Hermann dort zu treffen, halb auch mit dem Wunsche, er möge nicht da sein. Auf den ersten Blick überzeugte sie sich von seiner Abwesenheit und dankte der weisen Vorsehung, welche die Begegnung verhindert hatte. Ohne sich zu entkleiden, ließ sie sich in einen Stuhl sinken und rief sich alle Umstände ins Gedächtnis, die sie in so kurzer Zeit soweit geführt hatten. Es waren noch keine drei Wochen vergangen seit jenem Tage, da sie zum erstenmal von ihrem Fenster aus den jungen Mann erblickt hatte — und schon stand sie mit ihm im Briefwechsel, schon hatte er es gewagt, von ihr ein nächtliches Stelldichein zu erbitten! Seinen Namen kannte sie nur, weil einige seiner Briefe mit ihm unterschrieben waren; noch nie hatte sie mit ihm gesprochen, nie seine Stimme vernommen, nichts über ihn gehört ... bis zu diesem Abend. Eine seltsame Sache! Auf dem heutigen Ball hatte Tomskij sich über die junge Prinzessin Pauline *** geärgert, weil diese ausnahmsweise und ganz gegen ihre Gewohnheit nicht mit ihm kokettiert hatte; er wünschte daher, sich an ihr zu rächen, indem er den Gleichgültigen spielte: daher rief er Lisaweta Iwanowna herbei und tanzte mit ihr eine endlose Mazurka. Die ganze Zeit über neckte er sie mit ihrer Vorliebe für Ingenieur-Offiziere, behauptete, daß er mehr wisse, als sie annehme, und einige seiner Neckereien waren so treffend, daß Lisaweta Iwanowna versucht war zu glauben, er kenne ihr Geheimnis.

„Von wem wissen Sie denn das alles?" fragte sie lachend.

„Von einem Freunde der Ihnen bekannten Persönlichkeit", antwortete Tomskij, „einem sehr bemerkenswerten Menschen!"

„Und wer ist dieser bemerkenswerte Mensch?"

„Er heißt Hermann."

Lisaweta Iwanowna antwortete nicht, doch ihre Hände und Füße erstarrten zu Eis... „Dieser Hermann", fuhr Tomskij fort, „ist eine richtige Romanfigur: mit dem Profil eines Napoleon und der Seele eines Mephistopheles. Ich glaube, er hat mindestens drei Verbrechen auf dem Gewissen. Wie blaß Sie werden..."

„Ja, ich habe Kopfschmerzen... Was hat er Ihnen denn gesagt, dieser — Hermann oder wie er heißt?"

„Hermann ist sehr unzufrieden mit seinem Freunde: an seiner Stelle, so sagte er, würde er ganz anders handeln... Ich habe sogar den Verdacht, daß Hermann selbst ein Auge auf Sie geworfen hat; auf alle Fälle ist er nicht imstande, die verliebten Seufzer seines Freundes gleichmütig anzuhören."

„Aber wo will er mich denn gesehen haben?"

„In der Kirche vielleicht, oder auf dem Spaziergang... Gott weiß wo! Vielleicht in Ihrem Zimmer, während Sie schliefen; ihm ist alles zuzutrauen..."

Drei Damen, die mit den Fragen ‚oubli ou regret?' herankamen, unterbrachen das Gespräch, das für Lisaweta Iwanowna quälend und interessant zugleich war.

Die von Tomskij gewählte Dame war die Prinzessin Pauline selbst. Sie fand Zeit zu einer Aussprache mit ihm, indem sie eine Runde zuviel machte und sich ein wenig länger vor ihrem Stuhl drehte. Als Tomskij auf seinen Platz zurückkehrte, dachte er längst nicht mehr an Hermann oder Lisaweta Iwanowna. Diese wollte um jeden Preis das begonnene Gespräch fortsetzen, doch die Mazurka war zu Ende, und bald danach fuhr die Gräfin nach Hause. Tomskijs Worte waren nichts weiter gewesen, als ein harmloses Ballgespräch; doch in der Seele unserer jungen Träumerin bekamen sie ungeheures Gewicht. Das von Tomskij entwor-

fene Bild paßte zu dem, das sie selbst sich zurechtgemacht hatte, und dank den modernen Romanen schreckte und fesselte diese schon trivial gewordene Erscheinung ihre Phantasie. So saß sie, die bloßen Arme gekreuzt, das noch blumengeschmückte Köpfchen auf die entblößte Brust geneigt... als die Tür plötzlich aufging und Hermann eintrat. Sie erbebte...

„Wo waren Sie denn?" fragte sie mit ängstlichem Flüstern.

„Im Schlafzimmer der alten Gräfin", antwortete Hermann, „ich komme soeben von ihr. Die Gräfin ist tot."

„Mein Gott!... Was sagen Sie?"

„Und es scheint so", fuhr Hermann fort, „als sei ich die Ursache ihres Todes."

Lisaweta Iwanowna sah ihn an, und in ihrer Seele erklangen Tomskijs Worte: Dieser Mensch hat mindestens drei Verbrechen auf dem Gewissen! Hermann setzte sich auf die Fensterbank ihr gegenüber und erzählte alles.

Lisaweta Iwanowna hörte ihn mit Entsetzen an. So war also dies alles: die leidenschaftlichen Briefe, die flammenden Forderungen, die dreiste und ausdauernde Verfolgung — keine Liebe gewesen! Geld! — das war es, wonach seine Seele dürstete! Nicht sie war es, die sein Verlangen stillen, ihn glücklich machen konnte! Das arme Mädchen war also nichts weiter gewesen, als das blinde Werkzeug eines Räubers, des Mörders ihrer alten Wohltäterin!... Sie begann bitterlich zu weinen, in ihrer verspäteten, qualvollen Reue. Hermann starrte sie schweigend an: auch sein Herz war zerrissen; doch es waren nicht die Tränen des armen Mädchens, nicht die erstaunliche Lieblichkeit ihres Schmerzes, was sein hartes Gemüt so erregte. Er empfand keine Gewissensbisse über den Tod der Greisin. Nur eines entsetzte ihn: der unwiederbringliche Verlust des Geheimnisses, von dem er sich unermeßlichen Reichtum erhofft hatte.

„Sie Ungeheuer!", sagte Lisaweta Iwanowna endlich.

„Ich wollte ihren Tod nicht", antwortete Hermann, „die Pistole war nicht geladen."

Wieder schwiegen sie.

Der Morgen dämmerte. Lisaweta Iwanowna löschte das herabgebrannte Licht: graues Tageslicht erfüllte das Zimmer. Sie trocknete ihre verweinten Augen und sah Hermann an: er saß auf der Fensterbank, die Arme gekreuzt, mit finster gerunzelter Stirne. In dieser Stellung glich er erstaunlich dem Porträt Napoleons. Diese Ähnlichkeit fiel selbst Lisaweta Iwanowna auf.

„Wie kommen Sie aus dem Hause?" fragte sie endlich.

„Ich hatte vor, Sie über eine geheime Treppe hinauszulassen; doch dazu muß man am Schlafzimmer der Toten vorbei, und ich fürchte mich."

„Beschreiben Sie mir, wie ich die Treppe finden kann, dann gehe ich allein."

Lisaweta Iwanowna erhob sich, nahm einen Schlüssel aus der Kommode, reichte ihn Hermann und gab ihm eine genaue Beschreibung des Weges. Hermann drückte ihre eiskalte, leblose Hand, küßte ihr gesenktes Köpfchen und ging hinaus.

Er ging die Wendeltreppe hinab und betrat wieder das Schlafzimmer der Gräfin. Die tote Greisin saß wie versteinert; auf ihrem Gesicht lag ein Ausdruck tiefer Ruhe. Hermann blieb vor ihr stehen und sah sie lange an, als wollte er sich von der furchtbaren Wahrheit überzeugen; endlich betrat er das Kabinett, tastete an der Tapete nach der Geheimtür und stieg die dunkle Treppe hinunter, erregt von fremdartigen Gefühlen. ‚Auf dieser Treppe', dachte er ‚schlich vielleicht vor sechzig Jahren zur gleichen Stunde in das gleiche Schlafgemach ein glücklicher Liebhaber in gesticktem Rock, frisiert à l'oiseau royal, den Dreispitz ans Herz gedrückt; sicher modert er schon längst im Grabe, das Herz seiner gealterten Geliebten hat aber erst heute aufgehört zu schlagen...'

Unter der Treppe fand Hermann eine Tür, die er mit dem bewußten Schlüssel öffnete, und gelangte in einen zugigen Gang, der auf die Straße führte.

V

In dieser Nacht erschien mir die selige Baronin von B***. Sie war ganz in Weiß und sagte zu mir: „Guten Tag, Herr Rat!"

Swedenborg

Drei Tage nach jener unheilvollen Nacht begab sich Hermann um 9 Uhr morgens zu dem Kloster ***, wo die Totenmesse für die verstorbene Gräfin abgehalten wurde. Wenn er auch keine Reue empfand, so war er doch nicht in der Lage, die Stimme seines Gewissens zum Schweigen zu bringen, die ihm zuflüsterte: ‚Du bist der Mörder der Alten!' Ohne wahren Glauben besaß er doch eine Menge Vorurteile. So glaubte er, daß die Tote einen schädlichen Einfluß auf sein Leben ausüben könnte, und deshalb beschloß er, bei ihrer Beerdigung zu erscheinen und ihre Vergebung zu erflehen.

Die Kirche war voll. Nur mit Mühe gelang es Hermann, sich durch die Menschenmenge zu drängen. Auf einem prunkvollen Katafalk, unter samtenem Baldachin stand der Sarg. Darin lag die Verstorbene mit auf der Brust gefalteten Händen, in weißem Atlaskleid und mit einer Spitzenhaube. Rund um den Sarg standen alle Hausgenossen: die Diener in schwarzen Röcken, mit Wappenbändern um die Schulter, Kerzen in den Händen; die Verwandten in tiefer Trauer — Kinder, Enkel und Urenkel. Niemand weinte; Tränen wären nichts gewesen als ‚une affectation'. Die Gräfin war so uralt, daß ihr Tod niemanden überrascht hatte, die Verwandten hatten sie längst nicht mehr zu den Lebendigen gerechnet. Ein junger Bischof hielt die Grabrede: mit einfachen, rührenden Worten schilderte er das friedliche Hinscheiden der Seligen, die schon lange Jahre in stiller, ergreifender Vorbereitung ihr christliches Ende erwartet hatte. „Der Engel des Todes fand sie", sprach der Redner, „da sie in Gott wohlgefälliger Betrachtung den mitternächtigen Bräutigam erwartete."

Der Gottesdienst vollzog sich mit traurigem Anstand. Zuerst traten die Verwandten an den Sarg, um von der Toten Abschied zu nehmen. Dann folgten die zahlreichen Gäste, die gekommen waren, um Abschied zu nehmen von der Frau, die so lange an ihren eitlen Vergnügungen teilgenommen hatte. Dann kamen alle Hausleute. Als Letzte kam eine alte Haushälterin und Altersgenossin der Toten. Sie wurde von zwei jungen Mädchen gestützt. Sie hatte nicht mehr die Kraft, sich bis zur Erde zu verneigen — und vergoß als einzige Tränen, als sie die kalte Hand ihrer toten Herrin küßte. Nach ihr entschloß sich Hermann, an den Sarg heranzutreten. Er warf sich auf die Knie nieder und verharrte mehrere Minuten auf dem kalten, mit Tannengrün bestreuten Fußboden. Endlich erhob er sich, bleich wie die Tote selbst, stieg die Stufen des Katafalks empor und bückte sich... In diesem Augenblick schien es ihm, als sähe ihn die Tote mit höhnischem Lächeln an, ein Auge ein wenig zukneifend. Hermann trat hastig zurück, stolperte und schlug der Länge nach zu Boden. Man hob ihn auf. Zur gleichen Zeit wurde Lisaweta Iwanowna ohnmächtig in die Vorhalle getragen. Dieser Zwischenfall störte minutenlang die feierliche Stimmung der düsteren Zeremonie. Unter den Besuchern erhob sich ein dumpfes Murren, und ein magerer Kammerherr, naher Verwandter der Gräfin, flüsterte einem dicht neben ihm stehenden Engländer ins Ohr, der junge Offizier wäre ein unehelicher Sohn der Alten, was der Engländer mit einem kühlen ‚Oh!' zur Kenntnis nahm.

Den ganzen Tag über war Hermann ganz außer sich. Beim Essen, das er in einer entlegenen Kneipe einnahm, trank er entgegen seiner Gewohnheit sehr viel, in der Hoffnung, seine innere Unruhe zu betäuben. Doch der Wein erhitzte seine Phantasie nur noch mehr. Nach Hause zurückgekehrt, warf er sich völlig angekleidet aufs Bett und schlief fest ein.

Er erwachte erst tief in der Nacht: das Zimmer war vom Monde erhellt. Er sah auf die Uhr: es war ein Viertel vor

drei. Der Schlaf war ihm verflogen; er setzte sich auf die Bettkante und dachte an die Beerdigung der alten Gräfin. Während er so dasaß, blickte von der Straße jemand in sein Fenster — und verschwand gleich wieder. Hermann beachtete es nicht. Eine Minute später hörte er, wie die Flurtür aufgeschlossen wurde. Hermann glaubte, daß sein Bursche, betrunken wie gewöhnlich, von einem nächtlichen Ausflug heimkehrte. Doch nun vernahm er einen fremden Schritt: es kam jemand auf leise schlurfenden Hausschuhen heran. Die Tür ging auf: eine weißgekleidete Frau trat ein. Hermann hielt sie im ersten Augenblick für seine alte Amme und wunderte sich, was sie um diese Zeit hier wollte. Doch plötzlich glitt die weiße Gestalt auf ihn zu, stand dicht vor ihm — und Hermann erkannte die Gräfin.
„Ich kam gegen meinen Willen zu dir", sprach sie mit fester Stimme, „doch mir ward befohlen, deine Bitte zu erfüllen. Drei, Sieben, Aß werden der Reihe nach für dich gewinnen — jedoch nur dann, wenn du täglich nur auf eine Karte setzest und hernach nie im Leben die Karten mehr anrührst. Ich verzeihe dir meinen Tod, wenn du meine Pflegetochter Lisaweta Iwanowna heiratest."
Bei diesen Worten wandte sie sich leise ab, ging zur Tür und verschwand mit schlurfendem Schritt. Hermann hörte die Flurtür gehen und sah wieder, wie ein Gesicht von der Straße ins Fenster blickte.
Hermann kam lange nicht zu sich. Er ging ins Nebenzimmer. Sein Bursche lag auf dem Fußboden und schlief; mit Mühe gelang es Hermann, ihn zu wecken. Er war, wie gewöhnlich, betrunken; es war nichts aus ihm herauszubekommen. Die Flurtür war verschlossen. Hermann kehrte in sein Zimmer zurück, zündete sich ein Licht an und schrieb das Erlebnis nieder.

VI

— Attendez! — Wie wagen Sie es, zu mir attendez zu sagen? — Verzeihung, Exzellenz, ich sagte: Attendez, wenn ich bitten darf!

Zwei fixe Ideen können ebensowenig in der Psyche eines Menschen nebeneinander bestehen, wie zwei Körper in der physischen Welt nicht im gleichen Raum existieren können. So kam es, daß Drei, Sieben, Aß bald aus Hermanns Phantasie das Bild der toten Greisin verdrängten. Drei, Sieben, Aß gingen ihm nicht aus dem Kopf, schwebten auf seinen Lippen. Sah er ein junges Mädchen, so dachte er: ‚Wie schlank ist sie! Die richtige Coeur-Drei!' Wurde er gefragt, wieviel Uhr es sei, so antwortete er: „Fünf Minuten vor Caro-Sieben." Jeder dicke Mann erschien ihm wie ein Aß. Drei, Sieben, Aß verfolgten ihn im Schlaf, wobei sie die seltsamsten Formen annahmen: die Drei erblühte vor ihm als riesenhafte Märchenblume, die Sieben wurde ein gotisches Tor, das Aß eine dicke Spinne. Alle seine Gedanken liefen an einem Punkte zusammen: das Geheimnis zu nutzen, das ihm so teuer zu stehen gekommen war. Er dachte daran, seinen Abschied zu nehmen und zu verreisen. In den öffentlichen Spielsälen von Paris wollte er versuchen, der bezauberten Fortuna den Schatz abzuringen. Ein Zufall enthob ihn dieser Sorgen.

In Moskau bestand ein Verein reicher Spieler unter dem Vorsitz des berüchtigten Tschekalinskij, der sein ganzes Leben am Kartentisch zugebracht und sich Millionen erworben hatte, dadurch, daß er Wechsel gewann und Bargeld verspielte. Seine langjährige Erfahrung hatte ihm das Vertrauen seiner Kameraden verschafft, sein gastliches Haus, sein hervorragender Koch, seine Herzlichkeit und Heiterkeit machten ihn beim Publikum beliebt. Er kam nach Petersburg. Die Jugend flog ihm zu, man vergaß die Bälle um der Karten willen, die Versuchungen Pharaos waren stärker als der Reiz jeden Flirts. Narumow brachte Hermann zu ihm.

Sie gingen durch eine Reihe prunkvoller Zimmer, in denen höfliche Diener herumstanden. Alle Zimmer waren voller Menschen. Einige Generale und Geheimräte spielten Whist; die jungen Leute rekelten sich auf seidenen Diwans, aßen Eis und rauchten Pfeifen. Im Salon, an einem langen Tisch, um den sich an die zwanzig Spieler drängten, saß der Hausherr und hielt die Bank. Er war ein Sechziger von sehr solidem Äußeren. Sein Haar war silbergrau, das runde, frische Gesicht gutmütig; die Augen glänzten, belebt durch sein ewiges Lächeln. Narumow stellte ihm Hermann vor. Tschekalinskij drückte ihm freundschaftlich die Hand, bat ihn, es sich gemütlich zu machen, und wandte sich wieder dem Spiel zu.

Die Partie zog sich in die Länge. Über dreißig Karten lagen auf dem Tisch. Nach jeder Runde machte Tschekalinskij eine Pause, ließ den Spielern Zeit, ihre Meinungen zu äußern, notierte die Verluste, hörte zuvorkommend auf jeden Wunsch, der geäußert wurde, und glättete noch zuvorkommender eine Ecke, die irgendeine Hand aus Zerstreutheit gebogen hatte. Endlich war die Partie abgeschlossen; Tschekalinskij mischte, um eine neue zu beginnen.

„Gestatten Sie, daß ich setze", sagte Hermann, und steckte seine Hand an einem dicken Herrn vorbei, der gerade setzte. Tschekalinskij lächelte und neigte schweigend den Kopf, zum Zeichen seiner ergebensten Zustimmung. Narumow beglückwünschte Hermann lachend zu dem Abbruch seiner langen Fastenzeit und wünschte ihm einen guten Anfang. „Bitte", sagte Hermann, und notierte seinen Einsatz mit Kreide auf seiner Karte.

„Wieviel", fragte der Bankhalter, mit den Augen zwinkernd, „verzeihen Sie, aber ich kann es nicht erkennen."

„Siebenundvierzigtausend", antwortete Hermann.

Bei diesen Worten wandten sich ruckartig alle Köpfe, und aller Augen richteten sich auf Hermann.

„Er ist übergeschnappt!" dachte Narumow.

„Darf ich Sie darauf aufmerksam machen", sagte Tschekalinskij mit seinem unvermeidlichen Lächeln, „daß Sie

sehr hoch spielen. Höher als zweihundertundfünfundsiebzig hat hier noch keiner gesetzt."
„Was denn, wollen Sie meine Karte schlagen oder nicht?" entgegnete Hermann.
Wieder verneigte sich Tschekalinskij zum Zeichen seiner ergebensten Zustimmung. „Ich wollte Sie nur darauf hinweisen", sagte er, „daß ich mit Rücksicht auf das ehrenvolle Vertrauen, das ich bei meinen Kameraden genieße, nicht anders spielen kann, als gegen bares Geld. Ich bin meinerseits natürlich überzeugt, daß Ihr Wort genügt, doch im Hinblick auf die Spielordnung und die Abrechnung muß ich Sie bitten, das Geld auf Ihre Karte zu legen."
Hermann nahm eine Banknote aus der Tasche und reichte sie Tschekalinskij, der sie, nach einem flüchtigen Blick, auf Hermanns Karte legte.
Er begann zu geben. Rechts fiel eine Neun, links eine Drei. „Drei gewinnt!" sagte Hermann, seine Karte aufdeckend.
Ein Flüstern ging durch die Gesellschaft der Spieler. Tschekalinskij runzelte die Stirn für einen Augenblick, doch das Lächeln kehrte gleich wieder.
„Wünschen Sie sofortige Zahlung?" fragte er Hermann.
„Ich bitte darum."
Tschekalinskij nahm einige Banknoten aus der Tasche und rechnete sofort ab. Hermann nahm das Geld an sich und verließ den Tisch. Narumow war sprachlos. Hermann leerte ein Glas Limonade und begab sich nach Hause.
Am nächsten Abend erschien er wieder bei Tschekalinskij. Der Hausherr hielt die Bank. Hermann trat an den Tisch; man machte ihm sofort Platz. Tschekalinskij grüßte ihn liebenswürdig.
Hermann wartete den Beginn einer neuen Runde ab und setzte eine Karte, auf die er seine siebenundvierzigtausend und den gestrigen Gewinn legte.
Tschekalinskij gab. Rechts fiel ein Bube, links die Sieben.
Hermann deckte eine Sieben auf. Alle waren sprachlos. Tschekalinskij war sichtlich beunruhigt. Er zählte vierund-

neunzigtausend Rubel ab und reichte sie Hermann. Hermann nahm sie kaltblütig entgegen und ging sofort.

Am folgenden Abend erschien Hermann wieder am Spieltisch. Alle erwarteten ihn. Die Generäle und Geheimräte hatten ihren Whist verlassen, um das ungewöhnliche Spiel mit anzusehen. Die jungen Offiziere sprangen von den Diwanen auf, selbst die Lakaien waren sämtlich im Salon versammelt. Alle umringten Hermann. Kein anderer Spieler setzte eine Karte, jeder erwartete mit Ungeduld, wie es dieses Mal enden würde. Hermann stand am Tisch, bereit, als einziger gegen den blassen, aber immer noch lächelnden Tschekalinskij zu setzen. Jeder brach ein neues Spiel Karten auf. Tschekalinskij mischte, Hermann hob ab und setzte seine Karte, die er mit einem Berg von Banknoten bedeckte. Es glich einem Zweikampf. Tiefe Stille herrschte ringsum.

Tschekalinskij begann zu geben, seine Hände zitterten. Rechts fiel die Dame, links das Aß.

„Aß gewinnt!" sagte Hermann und deckte auf.

„Ihre Dame ist geschlagen!" sagte Tschekalinskij liebenswürdig. Hermann zuckte zusammen: tatsächlich, an Stelle des Aß lag vor ihm die Pique-Dame. Er traute seinen Augen nicht, konnte nicht fassen, wie er sich so vergriffen hatte.

In diesem Augenblick schien es ihm, als blinzle ihm die Pique-Dame zu, als lächle sie spöttisch; eine ungewöhnliche Ähnlichkeit verblüffte ihn... „Die Alte!" schrie er voll Entsetzen.

Tschekalinskij zog die verlorenen Banknoten zu sich herüber. Hermann stand wie erstarrt da. Als er den Tisch verlassen hatte, erhob sich lautes Stimmengewirr. „Fein pointiert!" sagten die Spieler. Tschekalinskij mischte. Das Spiel nahm seinen Fortgang.

SCHLUSS

Hermann hat den Verstand verloren. Er sitzt im Obuchowschen Krankenhaus, auf Nr. 17, gibt keine Antwort auf

irgendwelche Fragen und murmelt unheimlich schnell: „Drei, Sieben, Aß! Drei, Sieben, Dame!“

Lisaweta Iwanowna ist mit einem sehr liebenswerten jungen Mann verheiratet; er ist irgendwo Beamter und hat ein beträchtliches Vermögen: es ist der Sohn des früheren Verwalters der alten Gräfin. Bei Lisaweta Iwanowna im Hause wird eine arme Verwandte erzogen.

Tomskij ist zum Rittmeister avanciert und hat die Prinzeß Pauline geheiratet.

ÜBERSETZT VON

ARTHUR LUTHER · SIGISMUND VON RADECKI

REINHOLD VON WALTER

13.—22. TAUSEND

HERAUSGEGEBEN UND EINGELEITET VON ARTHUR LUTHER

KARL RAUCH VERLAG ZU LEIPZIG 1946

GESAMTHERSTELLUNG:
PIERERSCHE HOFBUCHDRUCKEREI · ALTENBURG/THÜR.

PRINTED IN GERMANY

ALEXANDER SERGEJEWITSCH

PUSCHKIN

Erzählungen

KARL RAUCH VERLAG · LEIPZIG